

Christa Karpenstein-Ebbach: Einführung in die Kulturwissenschaft der Medien

München: Wilhelm Fink (UTB für Wissenschaft) 2004, 322 S., ISBN 3-8252-2489-9, € 15,90

Christa Karpenstein-Ebbach, außerordentliche Professorin für Medienwissenschaft an der Universität Mannheim, unternimmt nicht nur den Versuch, auf prägnante, übersichtliche und verständliche Weise mit einer Art Lehrbuch in die Kulturwissenschaft der Medien einzuführen, sondern auch deren Inhalte und Zugangsweisen zu definieren. Diese Wissenschaft unterteilt sich in vier Bereiche, denen die großen Abschnitte der Arbeit entsprechen: ein psychologisches und anthropologisches Feld im Kapitel „Medien und Sinne“, ein technikgeschichtliches in „Medien und Technik“, ein philosophisches in „Medien und Wirklichkeiten“ und ein ästhetisches in „Medien und Künste“. Der Medienbegriff wird von einer Reduktion auf Fragen der Kommunikation emanzipiert: „Medien sind vielmehr Mittler, Mittel, Vermittelndes, angesiedelt in den Räumen technischer, geistiger und ästhetischer Praxen, wo sie eine Stelle des Zwischen oder der ‚Dazwischenkunft‘ einnehmen, an der ihre Relevanz für die Formierung von Kulturen erkennbar wird“. (S.8f.) Ohne einem strengen Mediendeterminismus zu verfallen, der immer wieder mit geschichtlichen, ästhetischen und anthropologischen Kontextualisierungen ergänzt wird, soll deutlich werden, dass Medien durch ihre spezifische

Materialität Kultur formen und so zum Gegenstand der Kulturwissenschaft werden. Dieser eigentlich sehr brauchbare Ansatz leidet aber darunter, dass Karpenstein-Ebbach dazu neigt, bestimmte Theorien und Gegenstände auszuschließen, ohne je wirklich die Kriterien für diesen Ausschluss offen zu legen.

Das erste Kapitel „Medien und Sinne“ bezieht sich unter anderem auf die philosophische Anthropologie Helmuth Plessners, von dem ausgehend die Autorin einen Aufriss der Beziehung zwischen menschlicher Wahrnehmung und Medien liefert. Eine wichtige Erkenntnis lautet hier, dass Medien die Sinnestätigkeit repräsentieren und zu Sinn kommen lassen. Was an diesem ansonsten sehr gelungenen Kapitel und seiner Anbindung an philosophische Disziplinen wie die Phänomenologie stört, sind einige verkürzte, äußerst wertende und schwer nachzuvollziehende Urteile, wie zum Beispiel dass Fernsehen keine Sensomotorik des Sehens fordere und daher keine Sinnestätigkeit repräsentiere. (Vgl. S.72) Hier zeigt sich bereits, dass ihre Definition einer Kulturwissenschaft der Medien etwas auszuschließen trachtet.

Das Kapitel „Medien und Techniken“ spricht sehr deutlich von folgender Dialektik: Die Technik der Medien hat einerseits eine kulturbestimmende Kraft, andererseits sind Medien in kulturelle und technische Praxen eingelagert und ihre Aneignung ist abhängig von diesen Kontexten (vgl. S.81). Zwar geht Karpenstein-Ebbach sehr stark von den technikdeterministischen Ansätzen eines Friedrich Kittlers aus, versucht aber die vielfältigen gesellschaftlichen Implikationen in der Aneignung eines Mediums als kontingente, ihm nicht eingeschriebene Größe mit einzurechnen, was etwa in ihrer Auseinandersetzung mit dem Telefon sehr produktiv wird.

Das dritte Kapitel „Medien und Wirklichkeiten“ fokussiert nicht nur die Veränderung der Sinne durch Medien, sondern auch die Neugestaltung der Beziehung zu Welt, exemplifiziert an drei unterschiedlichen Phasen dieser Beziehung: Für die 70er gelte der Begriff der Simulation, für die 80er der der Repräsentation und für die 90er der der Inszenierung, mit denen sich jeweils die wissenschaftlichen Richtungen oder Paradigmen der Zeichentheorie, des Konstruktivismus oder des Performanzbegriffes verbinden lassen. Inszenierung lasse ein Ereignis nicht als Simulation oder nur als Repräsentation erscheinen, sondern verweise auf eine komplexe Dialektik zwischen Medium und Wirklichkeit (vgl. S.155f). Kulturwissenschaft der Medien heißt hier auch, Sensibilität für die Zusammenhänge zu entwickeln, die Medien ‚wirkmächtig‘ werden lassen: Medien setzen sich durch gesteigerte und nicht durch authentische Erfahrung mit unserer Wahrnehmung in Beziehung und vermitteln so ‚Wirklichkeit‘.

Die sich immer wieder in der Arbeit artikulierende Neigung, Fernsehen oder Populärkultur auszuschließen, überschattet das letzte Kapitel „Medien und Künste“, das sich auf die ästhetische Praxis einer Auseinandersetzung der Medien mit ihren Darstellungen bezieht. Obwohl die Autorin darauf hinweist, dass kul-

turwissenschaftlich die Trennung zwischen ‚high‘ und ‚low‘ keinen Sinn mache (vgl. S.227), wird immer wieder eine Präferenz für die künstlerische Avantgarde der Medien deutlich, die ich fragwürdig finde. Irritierend ist etwa die Entscheidung, die Videokunst darauf zu reduzieren, über das Medium des Fernsehens nachzudenken und Fernsehen dementsprechend zu vernachlässigen. Videokunst sei „gegenüber dem Fernsehen mit einem Medium konfrontiert, das keine eigenen ästhetischen Potentiale entwickelt hat“. (S.278) Auch wenn man den Vorwurf teilen mag, dass Fernsehen unspezifisch und ein ‚Container-Medium‘ sei, das alle anderen Medien in sich aufnehme, so ist doch zum Beispiel immer überdeutlich und damit auch ästhetisch relevant, was etwa eine Filmerzählung von einer Fernseherzählung unterscheidet. Es ließe sich auch die Frage aufwerfen, ob eine Videokunst, die über ein anderes Medium reflektiert und deren Abbildungsprozesse ansichtig werden lässt (vgl. S.285), nicht eher den mehr oder minder interessanten Sonderfall dieser Kunstform darstellt. Dem kontemplativen, die Bedingungen televisuellen Betrachtens erforschenden *Video-Buddha* von Nam June Paik ließe sich dann ein Videokünstler wie Matthew Barney gegenüberstellen, dessen meta-narrative, hochsuggestive Arbeiten sich eher als Fortführungen der Erzählungen des Films in einem anderen Medium betrachten lassen. Dieser Ansatz unterschlägt zudem etwas, worüber sich die Cultural Studies schon sehr lange klar sind, nämlich dass es eine Fernsehkultur gibt und dass es eine der großen Anforderungen der Kulturwissenschaften darstellt, diese zu erforschen. Daher lässt sich die Vernachlässigung dieses Mediums in einem Lehrbuch der Kulturwissenschaften weder verstehen noch gutheißen.

Es erscheint als produktiv, in der Betrachtung von Medien, wie von Karpenstein-Eßbach am Ende zusammenfassend angemerkt, eine historische Perspektive mit einer philosophisch-theoretischen Orientierung und einem Interesse für die Kulturbedeutung technischer Dinge zu verbinden und dabei Medien auch als Artefakte ästhetisch zu lesen. (Vgl. S.294f.) Diese Einführung wird häufig genug diesen Ansprüchen gerecht. Aber es durchzieht diese auch der Versuch eines Ausschlusses und einer Abgrenzung, mit der eine perspektivische Verengung einhergeht, die nicht nur Theorien, sondern auch Gegenstände trifft. Dieser Ausschluss zeigt sich überdeutlich etwa darin, dass in einer Bibliografie von etwa 300 Titeln nur etwa 12 Titel angloamerikanischer Autoren zu finden sind oder dass ein Begriff wie ‚Fluss‘ für die Erscheinungsform des Fernsehens gebraucht wird (vgl. S.280), aber seine Herkunft in Raymond Williams‘ Begriff des ‚flow‘ unterschlagen wird. Das alles sind Indizien dafür, dass es hier um eine Positionierung einer deutsch-französischen Theorieallianz geht, die das von den angloamerikanischen Cultural Studies besetzte Feld der Kulturwissenschaften zurückfordern will. Sollte aber, worauf Karpenstein-Eßbach hinweist, die Aufhebung der Trennung zwischen ‚high‘ und ‚low‘ tatsächlich verwirklicht werden, braucht man auch die Hilfe einer wissenschaftlichen Formation wie die der Cultural Studies, welche sich schon viel länger und erfolgreicher als etwa die auf diesem Gebiet immer

noch äußerst erfolglose und ungeschickte deutsche Geisteswissenschaft mit Populärkultur und Massenmedien beschäftigt. Karpenstein-Eßbach bemüht sich intensiv um eine begriffs- und unterscheidungssichere Wissenschaft, aber Medien (gerade populärkulturelle) bringen oft genug auf produktive Weise unsere Begriffe und Unterscheidungen ins Wanken. Theater mag uns, wie im Kapitel „Medien und Wirklichkeiten“ angemerkt, deutlich vorführen, was Inszenierung bedeutet, aber gleichzeitig schützt es seine Betrachter bisweilen zu sehr durch seine (hochkulturelle) Institutionalisierung, um relevant erscheinen zu können. Dass Medien unsere Wahrnehmungen repräsentieren, lässt sich, wie in „Medien und Sinne“ angesprochen, an einem Op-Art Kunstwerk sehr leicht exemplifizieren – was diese Repräsentation aber bedeutet, zeigt viel deutlicher die Auseinandersetzung mit einem ‚gewöhnlichen‘ Fernsehgegenstand, der uns auf ein unsichereres Terrain führt als ein Kunstwerk einer heute eher als marginal betrachteten Kunstrichtung. Eine Einführung in die Kulturwissenschaft der Medien, die dem Rechnung trägt, könnte uns wirklich auf ein produktives Feld der Auseinandersetzung mit Medienwahrnehmung, -technik und -ästhetik führen.

Herbert Schwaab (Bochum)